



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wagner, Rudolf: Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft

Von Rudolf Wagner-Berlin



Wir sind ein Volk von sechzig Millionen Menschen auf einer Bodenfläche von zunächst 540658 Geviertkilometern, jeder Geviertkilometer hat also durchschnittlich rund hundert Menschen zu ernähren. Rein mechanisch betrachtet vermag er das nicht, d. h. unsere Landwirtschaft ist trotz intensivsten Betriebes nicht imstande, den Bedarf dieser sechzig Millionen Menschen an Nahrungsmitteln zu erzeugen. Verschärft wird die Situation noch durch das starke und stetige Wachstum des deutschen Volkes um jährlich 900000 Köpfe. Einen gewissen Ausgleich schafft jetzt unsere Arbeitskraft. Wir arbeiten für andre Völker, indem wir eigene und fremde Rohstoffe in industrielle Erzeugnisse umwandeln und diese ausführen. Und da noch auf absehbare Zeit unsere Arbeitskraft vom Ausland in Anspruch genommen werden muß, so ist im Augenblick zu Besorgnissen kein Anlaß. Aber der Politiker sieht weiter. Fremde Völker, die wir jetzt mit unsern Industrieerzeugnissen versorgen, entwickeln sich weiter und werden schließlich mehr oder weniger von uns in dieser Hinsicht unabhängig werden. Manche von ihnen streben sichtbarlich dahin, mit der Zeit einen geschlossenen Wirtschaftskreis für sich zu bilden, und einige davon, z. B. die Amerikaner, die Engländer und die Russen, werden dies vielleicht — von einigen Imponderabilien abgesehen — vermöge der ungeheuren Bodenfläche, die ihnen zur Bewirtschaftung zur Verfügung steht, eines Tages zuwege bringen. Man wird unsrer Arbeit in der Hauptsache dann nicht mehr in dem Maße wie jetzt bedürfen, und wir müssen sehen, daß wir in der Lage sind, unsern Bevölkerungsüberschuß anderweitig zu

Grenzboten IV 1910

57

ernähren. Für jede Nation, der eine ausreichende Bodenfläche zu ihrer Ausdehnung zur Verfügung steht, wäre unsre gewaltige Bevölkerungszunahme ein Reichtum, uns kann sie zur Gefahr werden. Natürlich ist die hier angedeutete Entwicklungsmöglichkeit der Weltwirtschaft nicht buchstäblich, sondern nur als schematische Darstellung zu betrachten. Selbstverständlich wird immer ein Austausch von Industrieerzeugnissen stattfinden, denn schließlich sind die Völker in dieser Hinsicht verschieden veranlagt, aber immerhin wird dasjenige Volk im Vorteil sein, das alle für eine moderne Volkswirtschaft notwendigen Rohstoffe selbst erzeugen kann. Die Intelligenz zu ihrer Verwertung kann man schließlich kaufen, die Rohstoffe selbst unter Umständen nicht oder nur unter Schwierigkeiten und Opfern. Jedem gesunden und tatkräftigen Volk gebietet also der Selbsterhaltungstrieb, sich beizeiten die notwendigen Ausdehnungsmöglichkeiten zu schaffen.

Dies ist der Sinn der Kolonialpolitik. Instinktiv hat noch jedes große Volk, das nicht schließlich ein unselbständiges Anhängsel anderer Nationen werden will, sich beizeiten Raum zur Ausdehnung geschaffen. Das deutsche Volk ist spät eine geschlossene Nation geworden und konnte sich erst ausdehnen, als andre Völker in dieser Richtung schon versorgt oder im Begriff waren, sich zu versorgen. Es ist dadurch zu kurz gekommen.

Unser Kolonialbesitz umfaßt 2600000 Geviertkilometer; einschließlich des Mutterlandes steht uns also eine Bodenfläche von rund 3100000 Geviertkilometern zur Verfügung. Im Vergleich zu dem Besitz anderer Großmächte ist dies herzlich wenig. England hat fast 33 Millionen Geviertkilometer, Rußland 20, Frankreich 11, die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben 9½ Millionen. Dieses Mißverhältnis tritt noch stärker hervor, wenn man in Betracht zieht, daß z. B. Frankreich nur 36 Millionen Menschen im Mutterlande beherbergt, Deutschland dagegen 60, und daß die Bevölkerung Frankreichs zurückgeht oder bestenfalls stabil ist, während die unsrige stetig wächst. Vorläufig müssen wir uns mit diesen Tatsachen abfinden. Wir brauchen aber nicht die Hoffnung aufzugeben, daß über kurz oder lang, vielleicht auch erst in ferner Zeit die eine oder andre Macht sich gezwungen sieht, Teile ihres Kolonialbesitzes fahren zu lassen, weil sie numerisch zu schwach ist, so gewaltige Bodenflächen zu halten und zu bewirtschaften. So wird es vielleicht bald Portugal ergehen und später möglicherweise Frankreich. Bis auf Weiteres genügt uns wohl auf lange Zeit hinaus unser jetziger Kolonialbesitz, alles andre können wir getrost der natürlichen Entwicklung überlassen.

Die wichtigste Aufgabe, die sich aus dieser Betrachtung ergibt, ist für uns zunächst die Ausgestaltung und planmäßige Nutzbarmachung unsres Kolonialbesitzes, dann wird sich im Verlauf von einigen Jahrzehnten schon herausstellen, ob dieser für alle Eventualitäten bei der Entwicklung der Nation genügt.

Der Erschließung unsrer Kolonien hat sich in der richtigen Erkenntnis von deren Wichtigkeit in neuerer Zeit eine Summe von Volkskraft und Intelligenz

zugewandt. Die frühere Planlosigkeit ist einer gewissen Planmäßigkeit gewichen. Und um dieser Planmäßigkeit Wege zu weisen, um von Zeit zu Zeit eine Übersicht über unsere Leistungen und Pläne auf kolonialem Gebiet zu ermöglichen, ist der Deutsche Kolonialkongreß ins Leben gerufen worden. Wenigstens vom jüngsten dritten Kolonialkongreß kann man dies sagen. Die ersten beiden Kongresse, die in die Zeit des tiefsten Tiefstands der Kolonialbewegung fielen, sind wohl nur aus dem dumpfen Gefühl heraus veranstaltet worden, „daß etwas geschehen müsse“. Zum Teil verdankten sie ihre Entstehung vielleicht auch dem Nachahmungstrieb: die Engländer haben ihren Kolonialkongreß, also müssen wir auch einen haben. Der britische Kolonialkongreß ist au fond etwas ganz anderes, etwas, was wir erst in einer Reihe von Jahren erreichen werden: ein Kongreß der Kolonien, nicht lediglich der Kolonialfreunde und Kolonialinteressenten. Aber unbewußt haben sich diejenigen, die 1902 den ersten Deutschen Kolonialkongreß ins Leben riefen, doch ein Verdienst erworben, indem sie eine Grundlage schufen, aus der ein wichtiges Organ für die lebendige koloniale Praxis herauswachsen wird. Schon der verflossene dritte Kongreß ließ dieses Geistes einen Hauch verspüren. Die beiden ersten Kongresse freilich kamen, was die Hauptsache anbelangt, über ein unfruchtbares Theoretisieren nicht hinaus. Nichtsdestoweniger muß gerechterweise anerkannt werden, daß auch sie manches Gute geschaffen haben auf dem Gebiete der kolonialen Landes- und Volkskunde. Sie haben wertvolles Material zur Beurteilung von Natur und Wirtschaft der Kolonien beigebracht und wenigstens der Arbeit und Forschung in dieser politisch unversänglichen Richtung einen gewissen Kredit verschafft. Aber wie die Dinge damals lagen, war das schöne Material wohl sehr interessant für den Gelehrten, praktisch nutzbar gemacht werden konnte es nicht. Auch 1902 und 1905 wurden treffliche Worte über Eingeborenepolitik, Besiedlung der Kolonien, Eisenbahnbau usw. gesprochen. Was jedoch fehlte, war der organische Zusammenhang zwischen Theorie und Praxis. Man ging mit dem Gefühl nach Hause: das war ja alles ganz schön und interessant, aber im Grunde genommen bleibt es ja doch nutz- und zusammenhanglose Rederei. Dieser Eindruck wurde durch hochtönende Worte offizieller Festredner nur noch verschärft. Denn natürlich waren die hohen Behörden gebührend vertreten. Um die heutigen Fortschritte ins rechte Licht zu rücken, dürfen wir hier all diese Dinge nicht unerwähnt lassen, auch wenn sie vielleicht da und dort unangenehm berühren. Die Sucht unserer Zeit, bei offiziellen Gelegenheiten alles rosig zu malen, ja nicht die Dinge beim richtigen Namen zu nennen, hat 1905 dem damaligen Kolonialdirektor Dr. Stübel, als er den zweiten Kolonialkongreß begrüßte, Worte in den Mund gelegt, die einer starken Komik nicht entbehrten. „Der Kongreß 1902“ — sagte Dr. Stübel — „ist ein schöner Erfolg gewesen! Er hat den Nachweis erbracht, welche Summe ideeller Volkskräfte hinter der Kolonialbewegung steht und wie sie getragen ist von einer starken geistigen Macht in unserm Volke, wie alle Berufe, wie Kirche, Schule und Mission, wie

Wissenschaft, Handel und Industrie gleichmäßig warm dafür eintreten.“ Im Jahre 1905, der Zeit des tiefsten Tiefstands der Kolonialbewegung, in der die stumpfe Hoffnungslosigkeit nur noch durch das Bewußtsein ertragen wurde, daß der Aufstand in Südwest den Beweis von der Kriegstüchtigkeit der jungen Generation erbracht hatte! Wenn jene optimistischen Worte von der Summe ideeller Volkskräfte, die hinter der Kolonialbewegung stehen sollten, wahr gewesen wären, so hätten wir nicht kurz nachher das beschämende Schauspiel erlebt, daß wichtige Kolonialvorlagen im Reichstag unter den Tisch fielen. Zur Zeit des zweiten Kolonialkongresses war noch kein Gedanke an eine nationale Bewegung, wie sie ein Jahr später die öde Kolonialopposition im Reichstag hinwegfegte, im Gegenteil, zunächst sind ihr der optimistische Dr. Stübel und sein Nachfolger zum Opfer gefallen. Der Reichstag hat sich nicht im geringsten an die Anregungen des Kongresses gekehrt, und die Kolonialverwaltung wußte erst recht nichts damit anzufangen. Hätte man ihr zugemutet, sich mit ihrer praktischen Politik auf die Verhandlungen des Kongresses zu stützen, so wäre man ausgelacht worden. Opportunitätspolitik mit einem ängstlichen Blick nach dem gestrengen Reichstag war damals die ganze Kunst der noch unselbständigen Kolonialverwaltung. Das soll kein Vorwurf sein, es hat sich eben in jener Zeit kein starker Mann gefunden, der seine Haut für die Kolonien zu Markte getragen hätte.

Um so mehr ist es zu verwundern — das muß bei dieser Gelegenheit gesagt werden —, daß auf dem dritten Kolonialkongreß der Name Dernburg kaum genannt worden ist. Ich bin wohl wie wenige gegen den Verdacht geschützt, ein einseitiger Dernburg-Berehrer zu sein. Aber ich konnte mich doch — bei aller Genugtuung darüber, daß es mit einer gewissen kolonialen Richtung zu Ende ist — eines fatalen Gefühls nicht erwehren ob der Art und Weise, wie der Mann totgeschwiegen wurde, der den kolonialen Karren aus dem Sumpf gezogen und ihn in ein modernes Verkehrsmittel mit Dampftrieb umgewandelt hat. Gewiß, Dernburg hatte eine günstige Konjunktur erwischt, aber er hat sie meisterhaft zu nutzen verstanden, und das ist auch eine Kunst. Es mag auch zugegeben werden, daß er als gutsituierter Außenseiter leichter eine Kraftprobe riskieren konnte, als ein aus der Bürokratie hervorgegangener Minister, obwohl der Männerstolz, der Dernburg populär gemacht hat, auch bei reichen Leuten, die ihn sich leisten können, nicht immer zu finden ist. Auch Dernburg hat nur zeitweise von ihm Gebrauch gemacht, wie denn die Psychologie Dernburgs, wenn man ihr tiefer auf den Grund geht, dem deutschen Ideal vom starken Mann nur teilweise entsprechen dürfte. Aber was recht ist, muß recht bleiben: Dernburg war der starke Mann, auf den die Kolonien solange warten müssen. Das hätte, unbeschadet energischer Kritik im einzelnen, beim dritten Kolonialkongreß vor aller Welt ausgesprochen werden müssen. Wenn man den Mann nun einmal politisch begraben will, so hätte man ihm wenigstens eine ehrenvolle Leichenrede gönnen müssen.

Die beiden ersten Kolonialkongresse waren Kongresse von Gelehrten und „Kolonialschwärmern“, weil sie des praktischen Hintergrundes einer im Gang befindlichen Kolonialwirtschaft entbehrten. Dernburg erst hat dem Schlagwort „Wirtschaftliche Kolonialpolitik“ Inhalt gegeben. Die Verhandlungen des dritten Kolonialkongresses unterschieden sich infolgedessen von denjenigen seiner Vorgänger wesentlich dadurch, daß nicht nur über Dinge geredet wurde, die erst werden sollten, ohne daß man wußte wie, sondern es konnte vor unserm geistigen Auge das Bild eines wohlfundierten, in guter Entwicklung begriffenen Kolonialbesitzes aufgerollt werden. Man brauchte der öffentlichen Meinung nicht mehr den Segen kolonialer Bestrebungen überhaupt und den Wert unsrer Kolonien im besonderen anzupreisen, es galt vielmehr nur noch, zu erörtern, wie am vorteilhaftesten auf der vorhandenen Grundlage weitergebaut werden kann. Bemerkenswert war namentlich, daß diesmal der traditionelle „Kolonialfreund“, der früher überall mitzureden sich berufen fühlte, in den Hintergrund gedrängt war, das Hauptwort hatte der Kolonialpraktiker, und es war schon einigermaßen zu merken, daß man sich dem Ideal eines Kolonialkongresses, des britischen, nähert, bei dem die einzelnen Kolonien verantwortlich vertreten sind.

Der Kongreß hat eine Fülle von Belehrung und Anregung gebracht, und wenn nur ein Teil der Saat aufgeht, die da gestreut worden ist, so erhält die Entwicklung unsrer Kolonien einen starken Antrieb. Während noch beim zweiten Kongreß außer dem Zentralverband und dem Bund der Industriellen nur gelehrte und Agitationsgesellschaften als Veranstalter auftraten, hat sich diesmal eine Reihe von Korporationen und wirtschaftlichen Interessenverbänden aus Handel, Industrie und Landwirtschaft beteiligt. Infolgedessen waren auch alle Vorträge und Erörterungen sachlich ernsthaft, und der Dilettantismus hielt sich in der Hauptsache zurück. Und wagte er sich einmal hervor, so sah man schon an der schlecht verhehlten Ungeduld des Auditoriums sofort deutlich, wenn die Ausführungen des Redners von keinerlei Sachkenntnis getrübt waren. Verschiedene Gouverneure und höhere Kolonialbeamte beteiligten sich diesmal lebhaft an den Verhandlungen, und einige Reichstagsabgeordnete, die noch zur Zeit des zweiten Kongresses zu den schlimmsten Kolonialgegnern gehört hatten, waren jetzt Feuer und Flamme. Namentlich Herr Matthias Erzberger lief herum, als ob er an dem Aufschwung schuld wäre.

(Schluß folgt.)

